

Kultur & Gesellschaft

Gartenkolumne Von Sabine Reber

Wie die Hollywoodschaukel in meinen Garten kam

Eines lauen Sommerabends, wir sassen auf dem Vintage-Bänklein, das ich himmelblau gestrichen hatte, richtig hübsch, aber leider etwas unbequem, das Feuer knisterte, im Gras suchte ein junger Igel nach Schnecken, und wie sich der Mond langsam über dem Wald erhob, sprach der neue Mann an meiner Seite das Unsägliche aus, schlimmer als jeder aufblasbare Swimmingpool und jede Hello-Kitty-Spielhütte, die ich bisher erfolgreich aus meinem Garten ferngehalten hatte, ein Wort, das auf der Skala des guten Geschmacks zu Buche schlägt wie, sagen wir, zweihundert Gartenzwerge.

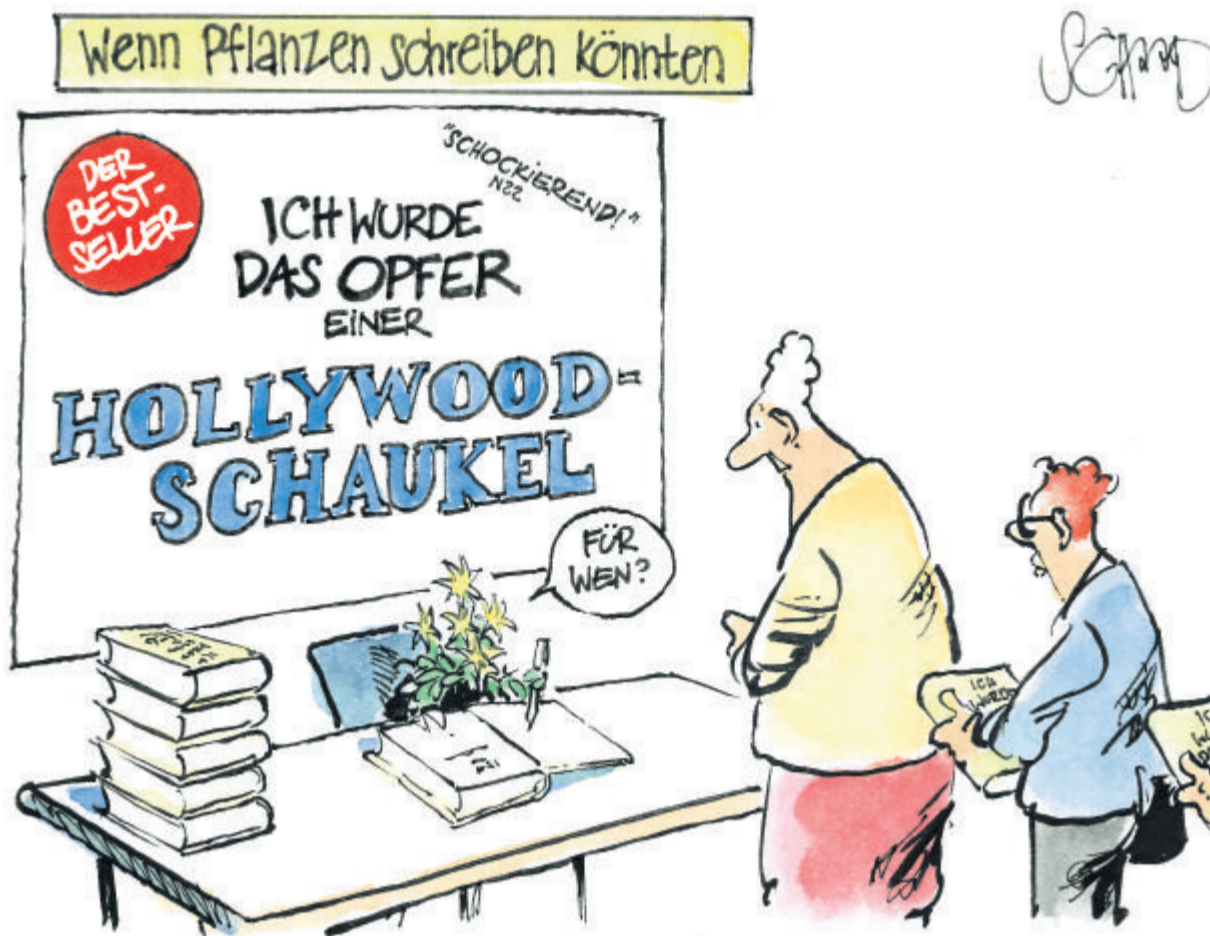
«Hollywoodschaukel», sagte er, «eine Hollywoodschaukel wäre toll!» So ein riesiges Ungetüm aus den 70er-Jahren, mit dicken Blümchenpolstern und einem gerüschten Baldachin. Wir sahen uns an und brachen in Gelächter aus. Oder eine aus dem Baumarkt, gross und hässlich und ganz aus Plastik! Genau, eine Hollywoodschaukel von Hornbach!

Die Schönen sind ungeeignet

«Einverstanden», sagte ich, «und dann lade ich deine Architektenkollegen ein und sage allen, dass sie dir gehört!» «Klar», sagte er, «und ich erzähle deinen Kundinnen, dass die Schaukel dir gehört!» Wir sahen uns zuerst auf Ricardo um, in der Ostschweiz fanden wir tatsächlich ein paar Angebote, aber die waren alle dermassen gross, dass man sie nicht ins Auto bringen würde. Und die Schönen - ja, es gibt auch schöne Hollywoodschaukeln, einige Modelle lassen sich sogar zu einem Bett umfunktionieren -, die sind erstens sauteuer und zweitens nicht wetterfest. Ich habe dann probehalber ein paar Leuten erzählt, dass wir eine Hollywoodschaukel anschaffen wollten. Die Reaktionen reichten von «Du spinnst!» bis zu «Was man nicht alles macht, wenn man verliebt ist...».

Und dann sah ich bei Jumbo ein Ausstellungsmodell zum halben Preis, für den Transport demontierbar, die Sitze aus wetterfestem Plastik. Genau richtig.

Ich rodete die Ecke unter der Eibe, denn die Schaukel ist ja um einiges breiter als das blaue Bänklein. Dost



und Storchenschnäbel, die zu Füßen der Konifere um das spärliche Wasser kämpften, flogen auf einen Haufen, und auch mein geliebter Rhododendron Narcissiflorum mit den wunderbar duftenden gelben Blüten, der dort sowieso nicht glücklich geworden war, kam weg. Die Eibe selber musste dann auch noch Äste lassen. Ich schnitt einfach alles weg, was der neuen Hollywoodschaukel im Weg stand. Manchmal muss man rücksichtslos sein im Garten, jawohl, manchmal muss man einfach Prioritäten setzen! Die laubabwerfende Azalee fand dann ein neues Plätzchen auf der anderen Seite der Eibe, wo sie auch etwas mehr Wasser erhalten wird, und ausserdem habe ich bei ihrem Umzug ein gutes Dutzend Dickmaulrüssler erwischt,

wofür sie mir auch dankbar sein wird. Warum fressen Igel eigentlich keine Dickmaulrüssler?

Abends habe ich dann Kissen aus dem Haus getragen und sie auf die Schaukel gehäuft, ein ganzes Meer aus bunten Kissen. Und wie die Glut knisterte und der Mond über dem Wald aufging und der Igel sich schmatzend über die Schnecken hermachte, schloss mich der neue Mann an meiner Seite in die Arme und sagte: «Das hast du wirklich gut gemacht.»

Auch meine Tante, meine Nachbarin und die Kinder von gegenüber sind begeistert von der Neuanschaffung. Sogar meine vierjährige Tochter mag die Hollywoodschaukel, die sie ein bisschen für das Hello-Kitty-Haus und die Kinderschaukel versöhnt, die ich

ihr diesen Sommer partout nicht kaufen wollte, weil ich sie hässlich fand.

Und nach einigen Tagen hatten wir uns alle so sehr an die neue Schaukel gewöhnt, dass ich seither behaupte, sie sei das Beste überhaupt an unserem Garten.

Kurse 2012

Sabine Reber in Privatgärten

Ab sofort kann man sich anmelden für die neuen Gartenkurse in Dotzigen BE und in Arisdorf BL. Die Kurse finden über die ganze Saison verteilt jeweils an einem Samstag-nachmittag in zwei Privatgärten statt, die Teilnehmerzahl ist begrenzt. Alle Infos auf www.blumenundworte.ch

Die Lacher werden vom Erklärungszwang erstickt

Wenn die Realität besser ist als das Theater: Das Stück «Die Nepotistan-Affäre» im Casinotheater Winterthur konnte nicht überzeugen - trotz guter Schauspieler.

Von Andreas Tobler

Wie machtlos Demokraten sind, wenn sie mit einem Diktator verhandeln, zeigte sich im August 2009, als der damalige Bundespräsident Hans-Rudolf Merz zwei von Ghadhafi festgehaltene Schweizer im Alleingang befreien wollte - und dabei kläglich scheiterte.

Nun haben sich Viktor Giacobbo und Domenico Blass in einer Casinotheater-Produktion dieser Ereignisse angenommen. Entstanden ist «Die Nepotistan-Affäre», ein mässig lustiger Schwank ohne satirischen Biss. Was vor allem darin liegt, dass man die Wirklichkeit mit einer Komödienform nur schwer einholen kann, wenn sie wie die Libyen-Affäre eine mit Lächerlichkeit gesättigte Groteske ist. Man erinnert sich: Bundespräsident Merz wollte das Scheitern seiner Mission scheinbar nicht wahrhaben, als er in einer ersten Stellungnahme erklärte, das Flugzeug aus Libyen sei nicht leer zurückgekommen - es habe das Gepäck der beiden Geiseln dabei gehabt. Wie will man eine solch groteske Verbiegung der Realität auf der Bühne einfangen oder gar überbieten?

Aber auch wenn man diese Vorbehalte beiseitelässt, vermag das Stück nicht zu überzeugen. Giacobbo und Blass lassen bei der Bearbeitung ihres Stoffes Virtuosität und Raffinesse vermissen: Um die Libyen-Affäre auf die Bühne bringen zu können, werden die



Gut besetzt, weniger gut umgesetzt: Hanspeter Müller-Drossaart als Bundespräsident Jenni (l.), David Bröckelmann als EDA-Mitarbeiter in der «Nepotistan-Affäre». Foto: B. Fuchs

Ereignisse auf ziemlich einfache Art und Weise verfremdet - aus Libyen wird die fiktive Kaukasus-Republik Nepotistan, aus Hans-Rudolf Merz der Bundespräsident Paul Jenni. Hinter weiteren Decknamen und Anspielungen verbergen sich Ghadhafi, Micheline Calmy-Rey und Christoph Blocher - aber das Wiedererkennen dieser Personen sorgt nur für schwaches Amusement.

Bundesrat im Irrenhaus

Schwerfällig wirkt «Die Nepotistan-Affäre», weil das Bühnengeschehen Teil einer ellenlangen Kausalkette ist. Denn im Unterschied zu seinem realen Vorbild wurde Jenni nach seinem gescheiterten

Befreiungsversuch abgewählt. Und weil Jenni diese Abwahl nicht verkraftet hat und sich noch immer für den Bundespräsidenten hält, befindet er sich in einer Klinik. Hier wird er von einem EDA-Mitarbeiter besucht, der ihm entlocken will, was der nepotistische Autokrat damals von dem Bundespräsidenten forderte. Die langsam voranschreitende Handlung des 90-minütigen Schwanks drängt also zur Auflösung von Jennis Geheimnis, mit dem man, so die Hoffnung des EDA-Beamten, die Geiseln aus der Hand des Diktators befreien könnte.

Ersttaunlich ist, dass Giacobbo und Blass nicht stärker der irren Situation in der Klinik vertrauen und sich stattdes-

sen einem Handlungs- und Erklärungszwang unterwerfen, unter dem die einzelnen Szenen ihres Schwanks zu leiden haben - auch die komischste, in der zwei Klinikpatienten aufeinandertreffen, die sich beide für Jesus halten. Das ist eine grossartige Szene für László I. Kish und Daniel Ludwig, die tatsächlich lustig ist. Aber auch dieser Höhepunkt wird von einer erläuternden Szene eingeführt, in welcher die Klinikleiterin mit einem Lehrbuch für klinische Psychologie auf der Bühne steht.

Pointen, die keine sind

Gewiss, «Die Nepotistan-Affäre» ist prominent besetzt: Hanspeter Müller-Drossaart ist Bundespräsident Jenni, Esther Gensch spielt die Klinikleiterin, der als Imitator bekannte David Bröckelmann gibt dem überforderten EDA-Mitarbeiter ein stimmiges Profil. Und gross ist jeweils die Freude über die Auftritte von Rolf Sommer, der einen Patienten spielt, der sich für General Guisan hält. Aber auch diese Besetzung und die gute Regie von Stefan Huber können nicht über die Schwächen des Stückes hinwegtäuschen, das nicht zuletzt unter dem manchmal arg plumpen und banalen Witz von Giacobbo und Blass leidet (ein Kraftausdruck allein ist noch keine Pointe).

Der grotesken Wirklichkeit der Libyen-Affäre ist mit einem solchen Schwank jedenfalls nicht beizukommen. Und man gewinnt auch keine neue Perspektive auf die Ereignisse vom Sommer 2009 - auch wenn das symbolistische Bühnenbild mit seinen grellen Farben durch einen riesigen runden Bilderrahmen den Blick auf eine Fototapete mit einer Schweiz-Ansicht freigibt.

Bis 1. Oktober

Leser fragen

Geschmackssache Hat kaltes Bier keine bittere Note?

Im Februar 1966 machte ich als erster westlicher Student ein Industriepraktikum in der damaligen CSSR. Die Studenten wollten natürlich wissen, woher ich komme. Die Reaktion auf meine Antwort war: «Ah, die Schweiz, das ist doch dort, wo man das Bier so kalt trinkt, damit man den Geschmack nicht spürt.» Daran erinnert mich die Werbung einer ehemals schweizerischen Brauerei für ihr Premium-Bier. Bei tiefer Temperatur genossen, soll es keinen bitteren Nachgeschmack haben. Das kommt mir vor, wie wenn man eine Milkschokolade lancieren würde, die bei tiefen Temperaturen keinen süssen Nachgeschmack hat. Also eine Bieridee. Eigentlich habe ich dazu gar keine Frage, aber vielleicht fällt Ihnen trotzdem eine treffende Antwort ein.
W. B.

Lieber Herr B., als Weintrinker fällt mir dazu ein, dass sich in lauem Bier viel mehr Aromen zeigen als in eiskaltem Gerstensaft. Das gilt auch für den Wein, bei dem sich ein schwacher «Zapfen» unter der Kälte gut verstecken kann - erst später, wenn der Wein im Glas etwas wärmer geworden ist, sticht dann diese Modernote in die Nase. Bier verschliesst man meistens mit Kronkorken, und die sind nicht aus der Rinde der Korkeiche geschnitten, sondern aus Metall gestanzelt worden. Ob die kalte Schweizer Variante der wärmeren tschechischen vorzuziehen ist oder umgekehrt, ist weder richtig noch falsch, weder gut noch schlecht, sondern Geschmackssache. Viele Aromen, auch bittere, bleiben bei Kälte verschlossen und beginnen sich erst mit ansteigender Wärme zu öffnen. Den Unterschied können Sie auf angenehme Weise erfahren: Nehmen Sie zwei Entrecôtes vom gleichen Tier, braten Sie das eine und lassen es erkalten, zum Schluss im Kühlschrank. Braten Sie tags darauf das zweite Stück, und nehmen Sie, während es in der Pfanne brutzelt, das andere aus dem Kühlschrank. Schneiden Sie zuerst das kalte Entrecôte an, dann das zweite. Sie werden staunen, wie unterschiedlich die beiden schmecken.

Weinvokabular

Was heisst Piquette?

In unserem Verein wurde neulich eine Weindegustation durchgeführt. Da gibt es ja immer Personen, die sich aufspielen und demonstrieren müssen, wie grandios sie drauskommen. Einer hat gesagt, «dieser Wein schmeckt wie Piquette». Was bedeutet Piquette? Der Wein war etwas dünn und säuerlich. Hat es damit zu tun?
G. F.

Lieber Herr F., vermutlich schon, aber kaum zutreffend. Piquette ist ein Wein, der diese Bezeichnung gar nicht verdient. Im Deutschen nennt man Piquette auch Trester- oder Treberwein. Es handelt sich um einen Haustrunk, den man nicht verkaufen

Paul Imhof

Der TA-Experte beantwortet Fragen zum leiblichen Wohl, zu Völlerei und Fasterei, zu festlichen und alltäglichen Tafeln, Küchen und Kellern.



Senden Sie uns Ihre Fragen an gesellschaft@tagesanzeiger.ch

darf. Wenn die Traubenbeeren ausgepresst im Bottich liegen, giesst man heisses Wasser darüber, gibt Zucker dazu und lässt das Ganze ziehen. Das Wasser nimmt die allerletzten Reste der Traubensubstanzen auf und wird in ein dünnes Säftchen verwandelt, das mithilfe des Zuckers zu gären beginnt. Die Kunst der Haltbarkeit und Lagerfähigkeit von Wein wurde erst im 17. und 18. Jahrhundert entwickelt. Früher waren die Winzer gezwungen, den frisch vergorenen Wein rasch zu verkaufen, bevor er zu Essig wurde. Die wenigsten Bauern konnten sich ihre Weine selber leisten, für sie blieb nichts ausser Resteverwertung, ausser Piquette. Die Griechen und Römer der Antike verabreichten diesen Trunk ihren Sklaven, geizige Weinbauern ihren Tagelöhnern bis ins 20. Jahrhundert. Heute freilich ist die Piquette sinnlos geworden, die Überproduktion an Wein liefert reichlich Billigtropfen, und zwar nicht nur minderer Qualität.